

Die Wahrheit über P. Marian Herzog, 1798

Autor(en): **Flüeler, Norbert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **23 (1937)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-531848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zum Tun zu zeigen. Ich wundere mich oft, wie Menschen, die wir doch als „gute Katholiken“ einschätzen, so ganz unchristlich über Mitmenschen reden; so ganz unchristlich handeln; so ganz unchristlich ihr Kreuz tragen — ohne von ihrem Gewissen irgendwie gehemmt zu werden. Das kommt sicher zum guten Teil daher, dass sie nicht gelernt haben, ihre Religion mit dem Leben zu verbinden. Eine Hauptaufgabe des neuen Rosenkranzes wäre nun gerade das: die biblischen Tatsachen und die religiösen Wahrheiten und Forderungen mit dem Leben zu verbinden. Wäre es nicht, aus diesem Grunde ganz besonders, der Mühe wert, sich seiner anzunehmen, in der Schule, in der Christenlehre und in der Kirche ihn zu lehren und zu üben?

Und was für eine gesegnete Wirkung müsste der in diesem Geiste und mit dieser Lebensnähe gebetete *Abendrosenkrantz* in der *Familie* tun!

Wo immer ein Vater oder eine Mutter die schöne Aufgabe übernehme, im Anschluss an einen derart gebeteten *Abendrosenkrantz* die darin enthaltenen religiös-sittlichen Wahrheiten und Forderungen mit den Kindern zu erörtern; das Leben in der grossen Welt und im Dorfe und im eigenen Hause und in der Kinderstube und auf dem Spielplatz im Lichte dieser *Rosenkrantzgedanken* zu besprechen — wahrhaftig, das gäbe einen so packenden und lebensnahen Religionsunterricht, wie ihn kein Lehrer und kein Geistlicher erteilen kann. Das gäbe dann und wann eine Religionsstunde, ob deren Realismus Vater und Mutter selber erschrecken müssten. Das wäre eben nicht nur Religionsunterricht und Gewissens-

erforschung für die Kinder, sondern ebenso sehr und vorher noch für die Eltern selber.

Es brauchte da nicht immer ein ganzer *Rosenkrantz* gebetet zu werden. Ein einziger *Zehner*, in dieser Weise gebetet und besprochen, wäre mehr wert als ihrer fünf in der bisherigen Form.

Der Schreibende masst sich nicht an, für „den *Rosenkrantz der Zukunft*“ die endgültige Form gefunden zu haben. Was er hier vorlegt, ist ein Versuch. Dieser *Rosenkrantz* ist aus seiner seelischen Verfassung, aus seinem Berufe und aus seiner Umwelt herausgewachsen. Er sollte zwar auch von Vertretern anderer Berufe gebetet werden können. Die menschliche Seele hat ja überall mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen und nach den gleichen Tugenden zu streben. Es liessen sich aber die einzelnen Gesätzlein ohne Schwierigkeit auch andern Berufen noch besser anpassen. Ein besonders gesegnetes Werk wäre es wohl, dem *Bauernhause*, wo der *Abendrosenkrantz* auch im 20. Jahrhundert noch gebetet wird, *seinen Rosenkrantz* zu schenken. Welcher Bauernpfarrer will es versuchen?

Doch so weit sind wir noch nicht. Der Schreibende ist vorläufig zufrieden, wenn man seinen Anregungen in den Kreisen, für die er in erster Linie schrieb, wohlwollende Aufmerksamkeit schenkt. Sollte man aber aus theologischen oder gar aus pädagogischen Gründen seine Anregungen ablehnen — dann möge man wenigstens ihm nicht verwehren, weiterhin täglich in dieser neuen Sprache mit seinem Gott und mit seiner himmlischen Mutter und mit seiner eigenen Seele zu reden.

Justin.

Die Wahrheit über P. Marian Herzog, 1798

P. Marian Herzog, geboren den 19. Januar 1758 zu Beromünster als Sohn des Rudolf Herzog, Rat des Propstes und Ammann des Stiffes, legte am 10. September 1775 im Kloster Einsiedeln die Ordensgelübde ab und wurde am 16. September 1781 zum Priester

geweiht. Die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des jungen Mannes bezeugen die Stellungen, die ihm alsobald nacheinander anvertraut wurden: erst war er Lehrer der Rhetorik am Gymnasium, dann Professor der Moral und Dogmatik, ferner Bibliothekar und Archivar des

Stiftes und endlich 1789 allbeliebter Pfarrer der grossen Pfarrgemeinde Einsiedeln.

Die arge Verleumdung, unter der P. Marian bis heute litt, verdankt er dem Freimaurer und Revolutionsfreund Heinrich Zschokke aus Magdeburg, der in seinem Buche „Geschichte vom Kampf und Untergang der Berg- und Waldkantone“ (1801) ihn masslos verlästerte, dem Mönche Stolz, unbändige Herrschsucht, Gewalttätigkeit und Tücke, Heuchelkunst und Schwärmerei vorwarf. „Kein Verbrechen blieb von ihm unbegangen; doch die bezauberte Menge sah an ihm nur Tugend und in dem Mörder des Vaterlandes und der Kirche den Märtyrer“. Diese Charakterschilderung, die Zschokke dem P. Marian widmet, lässt sich auf den ersten Blick als Uebertreibung, Entstellung, ja Unwahrheit erkennen. „Kein Verbrechen blieb von ihm unbegangen!“ Heisst das nicht, selbst für einen verbissenen Hassler der katholischen Kirche und ihrer Priester, den Mund allzu voll nehmen. Alles ist leere Behauptung! Trotzdem fand Zschokke fast ungeteiltes Gehör. Auf ihm fussen die Darstellungen eines Tillier, Monnard (der den P. Marian noch der Unsittlichkeit beschuldigt, natürlich wieder ohne Beweis); ferner des Zürcher Professors W. Oechsli und neuerer historischer Schriftsteller, die ich nicht nennen will. Damit war die moralische Abschlachtung Herzogs dogmatisiert und „das Märchen in Spiritus aufbewahrt“. Und keiner von diesen Herren hat sich die Mühe genommen nachzufragen und nachzuforschen, ob vielleicht in den schwyzerischen Archiven auch noch Quellen und Nachrichten über die Franzosenkämpfe von 1798 und P. Marian Herzog vorhanden seien. Sie geben freilich ein ganz anderes Bild dieses Mannes.

Das Volk von Schwyz in seiner grossen Mehrheit wollte von der neuen Verfassung der helvetischen Republik — dem Ochsischen Büchlein — nichts wissen; es verwarf sie an der Landsgemeinde vom 5. April mit einem heiligen Eide und beschloss: jeder, der auch nur derlei Schriften gut auslege oder anrühme, soll malefizisch abgestraft werden, sei er geistlichen oder weltlichen Standes. Dieser Landsgemeindebeschluss war tieferntst gemeint. Ein Kriegsrat

wurde gewählt, fünf Mitglieder mit entscheidender, sieben mit beratender Stimme, und das Land so viel möglich kriegstüchtig gemacht. Landshauptmann Alois Reding übernahm das Oberkommando, besonders aber die Leitung der Operationen im Innern des Landes Schwyz, während der Glarner Oberst Paravicini den Befehl über die Verteidigung der Nordgrenze des Kantons erhielt. Ihm waren die Truppen der March und Höfe, sowie die Glarner, die aus dem Seebezirk und Gaster zugeteilt. Das Schwyzervolk war nicht nur kriegsmutig, sondern fast kriegswütig, verlangte stürmisch den Kampf gegen die Franken, bedrohte Männer, die beruhigen wollten und zur Nachgiebigkeit rieten, sogar mit dem Tode. Doch neben diesem vaterländischen Volke gab es auch patriotisch gesinnte Männer im Lande, die den Krieg mit all seinem Elend fürchteten, die an eine rettende Kapitulation dachten und solche im Geheimen anstrebten. So kam am 27. April 1798 Beat Steinauer, ein in Bern wohnender Einsiedler, als ein von den Franzosen bevollmächtigter Unterhändler zu Paravicini, dieser liess ihn nach Einsiedeln führen, wo Abgesandte der Kriegskommission seine Vorschläge anhören sollten, während am 28. April gegen Abend alt Landammann Karl Reding, aus der Arthner Linie dieses Geschlechtes, die Kapitulation mit General Schauenburg in Zug verabredete. Auch dieser wäre willig zu einer Kapitulation gewesen, wenn er seine Ziele hätte erreichen können, ohne ein Blutopfer zu bringen. Als Köder wurde den Schwyzern versprochen, sie dürften bei ihrer bisherigen demokratischen Verfassung verbleiben, so lange als es ihnen gefiele; die katholische Religion, um die das Volk in schwerer Sorge war, wurde ihnen gewährleistet; ferner werde keine französische Besatzung in ihr Land einrücken. March und Höfe freilich sollten zum Kanton Linth, Altschwyz aber zum Kanton Waldstätten geschlagen werden. Das alte Land Schwyz soll mit jeder Kontribution verschont werden, dafür das Kloster Einsiedeln innerhalb eines Jahres 6 Millionen entrichten, monatlich 500,000 Franken, oder dann den Franzosen zur Plünderung überlassen werden. — Dieser Kapitulationsplan musste allerdings vorläufig dem Volke verheimlicht werden, um dessen Wut nicht zu reizen und das Leben der

Unterhändler vor dem sichern Tode zu retten. Die führenden Männer aber waren über diese geheimen Vorgänge unterrichtet. Landammann Karl Reding ritt am 29. April Seite an Seite neben Landshauptmann Alois Reding in Luzern ein und konnte dem Oberkommandierenden die nötigen Mitteilungen machen. Paravicini hatte anderseits mit Beat Steinauer gesprochen.

Am 29. April morgens zog P. Marian als Feldpater mit 400 Einsiedlern und vier Kanonen auf die Schindellegi, um den Wollerauern beizustehen. Sie hatten aber keine Munition, und Paravicini wollte ihnen keine geben. So mussten sie nach Schwyz schicken, von wo sie endlich nach langem Warten etwa einen Zentner Pulver und Blei erhielten, die sie sorgfältig untersuchten, weil anderswo den Bauern statt Pulver Sand oder sonst unbrauchbare Ware gegeben worden war. Die Einsiedler mit ihren vier Kanonen, kriegsmutige, von ihrem Pfarrer angeeiferte Leute, waren Paravicini nicht angenehm; hatte er doch selber fünf Kanonen und wusste nicht, wie er es anfangen sollte, sie müssig stehen zu lassen. Er schickte die Kanoniere wenigstens eine halbe Stunde von ihren Kanonen weg, und jeden Kanonier eine Viertelstunde von seinem Kameraden. Als die Franzosen am Abend des 29. April eine Patrouille von den Vorposten Paravicinis erschossen, entstand eine gewaltige Panik. Alarmfeuer wurden angezündet. In Einsiedeln läutete um halb 8 Uhr die grosse Glocke Sturm. Um 9 Uhr brachten zwei dem P. Marian persönlich bekannte Aeegerer, es waren Jägeroffiziere, ein Schriftstück an Paravicini. Der Pfarrer von Einsiedeln begleitete sie selber ins Hauptquartier, gesteht aber, dass er erst später erfahren, jenes Schriftstück sei die zwischen Karl Reding und Schauenburg verabredete Kapitulation gewesen. Hierauf erhielt alt Landammann ab Yberg, der als Repräsentant des Standes Schwyz im Hauptquartier sich befand, ein Schreiben, nach dessen Lesung er ganz erschrocken zu Pferde stieg und, ein Unwohlsein vorschützend, über den Etzel nach Hause ritt. Einen zweiten Befehl erhielt Hauptmann Schilter, der mit 700 Schwyzern nach Schindellegi zu Hilfe geschickt worden, worauf er sich über die Sihl zurückzog und auf einer Anhöhe (dem sogenannten Rossberg) sich lagerte, wo er nie zum Schlagen kam. Auch die

Einsiedler forderten Verhaltensmassregeln; er liess sie, zu ihrem Verdruss, in einen Hinterhalt bei der Sternenschanze führen. P. Marian, der die Nacht vom 29./30. April im Hauptquartier zu Wollerau verbrachte, weiss zu erzählen, dass um 3 Uhr morgens bis an die französischen Vorposten mit der Trommel das Zeichen zum Rückzug geschlagen worden sei, doch niemand das Volk hiezuhelfen durfte.

Endlich griffen unvermutet die „Franken“ bei der Kirche zu Wollerau an, wurden aber von den Glarnern gegen Richterswil zurückgetrieben. Als der Kampf bei Wollerau begann, eilte P. Marian nach Einsiedeln, um den Landsturm herbeizuholen. Auf dem Wege vernahm er, dass die Einsiedler Truppen, die gestern mit nach Luzern gezogen, auf dem Heimmarsch sich befänden. Er ging ihnen entgegen auf die Altmatt, führte sie an die Schindellegi, selber ritt er gen Einsiedeln, um den Landsturm zu holen. Dort mag er um Pulver und Blei zu erhalten den hitzigen Brief an den Landshauptmann geschrieben haben, der mit den Worten schliesst: „Nur keinen Verräter, oder Tod!“ Wahrhaftig, es ist dem eifrigen Manne zu glauben, dass er keinen Verräter wollte, er hatte Paravicinis Führung genugsam kennen gelernt. — Inzwischen drängte Hauptmann Huser von Näfels mit einer Schar Freiwilliger die Franzosen gegen Richterswil wiederum zurück, brach aber schwer verwundet und zu Tode getroffen zusammen. Die „Franken“ rückten vor. Paravicini, an der Hand also leicht verwundet, begab sich ins Schloss Pfäffikon, liess sich dort verpflegen, befahl den Rückzug und machte sich mit den Glarnern und den Hilfstruppen von Uznach, Gaster und Sargans in eiliger Flucht nach Hause. Auffallend ist, wie glimpflich Zschokke diesen Paravicini behandelt. Von ihm sagt er: „Als von den Franken verfolgt, die Schar Husers wieder gen Wollerau kam, fand sie statt frischer Unterstützung — Verwirrung, Mutlosigkeit und Flucht, durch Oberst Paravicini veranlasst, welcher wegen empfangenen Wunden sich vom Kampfplatze zurückgezogen hatte.“ Hier kein Wort des Tadels, kein Vorwurf von Feigheit oder Verrat, und gegen P. Marian ein solcher Wutausbruch!

Als P. Marian wieder nach Wollerau kam, hatten sich die kämpfenden Truppen beidsei-

tig zurückgezogen; die Einsiedler Freifahne flatterte noch über dem Kampffeld, doch gegen Abend zogen sich auch diese missmutig in ihre Heimat zurück. — Im Volke aber galt Paravicini als Verräter und hatte alles Zutrauen sogar bei seinen eigenen Landsleuten verloren.

Am 1. Mai wollten die Einsiedler noch einmal auf den Etzel ausziehen, der die Nacht hindurch unbesetzt geblieben, obwohl March und Höfe in den Händen der Franzosen waren. Auch ihren Pfarrer, der ihr ganzes Vertrauen besass, der einsah, dass ja ohne Munition und Anführer nicht zu kriegen war, bewogen sie mitzugehen. Dreimal sandte man an den Landshauptmann um Verhaltensmassregeln, und zweimal kamen die Abgesandten ohne Wort und Werk zurück; doch wurde ihnen zugeredet, man sollte kapitulieren. Einsiedeln durfte ja vom Landshauptmann nicht mehr verteidigt werden, es war bereits an die Franzosen zur Plünderung verschenkt. Endlich das dritte Mal kam ein Brieflein, besagend, abends 8 Uhr besammle sich der Kriegsrat am Rothenturm, dessen Schlussnahme den Einsiedlern werde mitgeteilt werden. Diese aber, ohne Pulver und Blei, ohne Kommando, in ungewisser Lage, konnten nicht auf den Beschluss des Kriegsrates warten, der voraussichtlich gar nicht zu Gunsten Einsiedelns ausfallen würde. Sämtliche Offiziere ersuchten daher den P. Marian, er möchte sich persönlich an den Rothenturm begeben und dem Kriegsrat ihre Lage vorstellen. Das tat er denn auch.

Als Pfarrer Herzog beim Kriegsrat vorgelassen wurde, verhandelte man eben, ob man nicht auf eine zweite Verteidigungslinie sich zurückziehen wolle, d. h. auf die Grenze des alten Landes Schwyz, und Einsiedeln und Auserschwyz dem Feinde ohne Schwertstreich überlassen. Das war durchaus der verabredeten Kapitulation entsprechend. Leicht begreiflich, dass P. Marian eifrig gegen diesen Vorschlag sich wehrte und die Verdienste Einsiedelns, des Klosters und des Dorfes, um Schwyz lebhaft hervorhob. Die sieben beratenden Kriegsräte, die nichts von der verabredeten Kapitulation wussten, traten ihm bei, aber Landshauptmann Alois Reding und die vier Kriegsräte mit beschliessender Stimme, die davon Kenntnis hatten, waren durchaus für Preisgabe von Einsiedeln und Auserschwyz. Endlich fragte Reding den Pfarr-

herrn, ob er mit seinen Einsiedlern die Verteidigung des Etzels übernehmen wolle? Dieser antwortete, sie seien alle bereit, für Religion und Vaterland zu sterben, und übernahm den Auftrag, doch unter folgenden ausdrücklichen Bedingungen:

1. Soll Reding Schindellegi, Altmatt und Enzenau als Rückendeckung besetzt halten;
2. soll er den Einsiedlern einen erfahrenen Kommandanten geben und die nötigen Verteidigungsanstalten treffen; endlich
3. soll er genügende Munition herschaffen lassen und 40 bis 70 Scharfschützen zu Hilfe schicken.

Auf all das antwortete Reding nur das kurze Wort: „Morgens 9 Uhr werde ich oder ein anderer Offizier auf dem Etzel sein.“ Damit ging man auseinander.

Als P. Marian Herzog nach Einsiedeln zurückkam, fand er den Vorsteher des Volkes entschlossen zu kapitulieren. Natürlich wies er, eingedenk der Kriegsratsitzung, dieses Ansinnen zurück, doch sie drohten dem Pfarrer mit scharfen Worten, dass man alles folgende Unglück auf seine Rechnung schreiben werde. Vom Etzel kam Bericht über arge Verwirrung unter dem Volke. P. Marian erkannte die Gefahr und ritt eilends auf den Etzel. Unterwegs beteuerte ihm Ignaz Birchler, dass die Schwyzertruppen eben im Begriffe seien, den Rückzug von der Schindellegianzutreten. Nach den Gesinnungen des Landshauptmanns und der hauptsächlichsten Kriegsräte, die P. Marian in der vergangenen Nacht nur allzu deutlich kennen gelernt, konnte ihm diese Nachricht durchaus glaubhaft erscheinen. War dem aber wirklich so, dann gab es für die Einsiedler nur eine Rettung: schleunigster Rückzug. Nach Zschokke langte Herzog um 8 Uhr auf dem Etzel an und fand alles in sehr misslicher Lage. Kein Kommando, alle Offiziere hatten die Truppen verlassen; wenige Leute mehr; Mangel an Munition: 50 Kanonenschüsse, 1600 Flintenpatronen. 5000 Franzosen zogen den Etzel hinan, und deren Vorposten waren auf eine halbe Stunde gegen die Einsiedler vorgerückt. 9 Uhr war längst vorbei, aber weder Reding noch ein anderer Offizier, den man versprochen, kam daher, keine Munition, dazu im Volke Unwille, Unmut, Verwirrung! Was

war zu tun? P. Marian liess die Leute zusammenrufen auf ihren Posten, teilte ihnen mit, was er im Kriegsrat erlebt, die entscheidenden Kriegsräte hätten den Rückzug auf die innere Linie beschlossen und Einsiedeln den Franken preisgegeben: die eigenen Vorgesetzten seien für Kapitulation; sie hier auf dem Etzel seien zu gering an Zahl, ohne Munition, ohne Offiziere, von aller Hilfe verlassen. Um die Franzosen nicht allzusehr zu reizen und dadurch ganz Einsiedeln unglücklich zu machen, sei es am besten, keine Gewalt zu brauchen. Dabei mag P. Marian die Worte gebraucht haben, die ihm Zschokke in den Mund legt: „Ich halte es für's Beste, dass ihr nach Hause geht und die Waffen niederlegt. Das Wehren hilft uns hier doch nichts, weil man an den übrigen Orten auch nicht zu widerstehen gedenkt.“ Das sahen alle ein und entschlossen sich, in Ruhe nach Hause zu gehen. Sie zogen frühestens mittags 12 Uhr, nicht schon um 8 Uhr, wie Zschokke zwar nicht behauptet, aber glauben machen möchte, vom Etzel weg. Die Franzosen sahen offenbar diesen Abzug als eine Kriegslist an, erstiegen nur allmählich und vorsichtig den Etzel und marschierten erst am 3. Mai in Einsiedeln ein. Der Einsiedler Meinrad Kälin aber hatte die Preisgabe des Etzels sofort an den Landshauptmann gemeldet.

Am Nachmittag des 2. Mai drängten die Franzosen über den St. Jostenberg vor gegen Rothenthurm und betraten damit den Boden des altgefryten Landes Schwyz, was der abgeredeten Kapitulation zuwiderlief. Jetzt jagten die Schwyzer sie in wildem Sturm über den Berg gegen Aegeri zurück. Das ist der erfolgreiche Kampf, der Alois Reding den Ehrentitel eines „Siegers am Rothenthurm“ eintrug.

Vom Kriegsvolk am Rothenthurm wurde jetzt immer mehr die Frage erwogen, ob man nicht kapitulieren sollte; die einen waren lebhaft dafür, die andern stürmisch dagegen. Landshauptmann Reding ersuchte General Schauenburg in Einsiedeln um einen Waffenstillstand von 24 Stunden, um diese Frage der Landsgemeinde zur Entscheidung vorzulegen. Diese fand am 4. Mai um 11 Uhr zu Ibach vor der Brücke statt. Die Schwyzern erschienen voll bewaffnet,

mit geladenen Gewehren — man fürchtete einen Ueberfall — und in furchtbarer Erregung, ging es ja für den freiheitsstolzen Schwyzer um Sein oder Untergehen.

Landshauptmann Alois Reding musste an der Landsgemeinde notwendig zum Volke sprechen und die helvetische Verfassung zur Annahme empfehlen. Denken wir uns in die heikle Lage hinein, in der sich Reding befand!

Das Schwyzervolk in seiner grossen Mehrheit war ein erbitterter Feind der geplanten einen und unteilbaren helvetischen Republik, des ochsischen Büchleins. Es hatte an der Landsgemeinde geschworen, für Religion und Vaterland zu kämpfen, lieber zu sterben, lieber unterzugehen, als irgendwie nachzugeben. Das waren hl. Worte, das war blutiger Ernst! Das Volk hatte Freunde der neuen Ordnung mit schwerer Strafe, ja selbst mit dem Tode bedroht. Von Alois Reding erwartete der Schwyzer, dass er ihn wohl zu erbittertem Kampfe, aber auch zum stets gewohnten Siege führe. Er aber, in spanischen Diensten zum Offizier gebildet, sah klar ein, dass Schwyz mit seinen 4000 Mann mehr oder weniger kriegstüchtiger Truppen nie gegen die Franzosen standhalten könne, die ihm fünf-, ja zehnfache Uebermacht entgegensetzen konnten. Er wusste ferner genau um die mit Schauenburg verabredete Kapitulation, wusste, dass sie kommen musste. Er sah unter diesen Umständen klar, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als einerseits nach Möglichkeit unnützes Blutvergiessen zu vermeiden und anderseits dem Volke, das den Kampf durchaus wollte, durch verlorene Gefechte beizubringen, dass es die Kapitulation und damit die ochsische Verfassung annehmen müsse. Das durfte er an der Landsgemeinde inmitten des bewaffneten, zornmütigen Volkes mit keinem Worte verlautbaren, musste im Gegenteil dem Volke, das solches ahnte und seinen Verdacht deutlich merken liess, es ausreden und verheimlichen, sonst war sein Leben gefährdet. War doch Major Belmont nach dem Kriegsrat am Rothenthurm, weil er für den Rückzug auf die zweite Verteidigungslinie eingetreten war, von den Bauern am Sattel mit Knütteln totgeschlagen worden; hatte doch Hauptmann Schilter, der auf höhern Befehl bei Schindellegi nicht eingegriffen, von seinen

eigenen Soldaten zwei Kugeln in den Rücken erhalten.

Ueber diese Landsgemeinderede Redings äussert sich Kommissar Thomas Fassbind, der schwyzerische Geschichtsschreiber: Alois Reding „schilderte die bisherigen Vorfälle, und besonders über P. Marian (Herzog) und P. Paul (Styger) erlaubte er sich Ausdrücke, die jedes religiös denkende Herz für das Priestertum aufbringen mussten“. Man schritt zur Abstimmung. Es ging das Mehr, und viele hoben notgedrungen die Hand. Ein einziges Mehr, und damit liess man es bewenden: Es sei ermehret! Fassbind fügt bei: „Die aber ihre Hand nicht aufhoben, waren die mehreren.“ Auch Pfarrhelfer Xavier Reichmut unterstützt die Aussage Fassbinds, indem er schreibt: „Auch musste der eifrige, vaterländische Pfarrer Marian, den man mit Fleiss im Stich gelassen, statt andern Meineidigen den Titel eines Verräters leiden; er wurde auf eine gottlose und himmelschreiende Art verleumdet.“

Diese beiden Priester, P. Marian und P. Paul, waren beim Volke ausserordentlich beliebt, der eine im innern Lande, der andere in Einsiedeln. Das Volk sah, dass sie es gut und aufrichtig mit ihm meinten, dass sie dachten und wollten wie das Volk. Und gerade diese beiden Priester in ihrer Volkstümmlichkeit, in ihrem vaterländischen Eifer standen Reding in seiner schwierigen Lage am härtesten entgegen. Wollte er sich schützen, musste er diese beiden als Schild und Schirm vor seine Person schieben.

Wie aber kommt der Magdeburger Heinrich Zschokke, der Freimaurer, dazu, den P. Marian Herzog als meineidigen Vaterlandsverräter, als Mörder des Vaterlandes und der Kirche, als einen Verbrecher, der kein Verbrechen unbegangen gelassen, hinzustellen? Zschokke und Reding lernten sich schon 1795 in Bern kennen, befreundeten sich, und Zschokke besuchte seinen Freund wiederholt; besonders im Frühjahr 1800 genoss er in Schwyz dessen Gastfreundschaft und sammelte dort Material für seine Geschichte der Berg- und Waldkantone, wobei ihn Reding mündlich und schriftlich bereitwillig unterstützte. Abgesehen davon, dass er seinen Freund auf diese Weise verherrlichen und ihm die Siegerkrone auf das Haupt drücken konnte,

rettete er ihn auch vor manchem Misstrauen im Volke, leistete ihm einen Freundschaftsdienst. Er hatte beinebens günstige Gelegenheit, aus seiner freidenkerischen Gesinnung heraus katholische Priester zu brandmarken, über die angebliche Beschränktheit und den Aberglauben des katholischen Schwyzervolkes selbstgefällig zu lächeln; er konnte sich mit seinem schriftstellerischen Talent bekannt und berühmt machen und endlich, da er eben etwas schwach bei Kasse war, ein Schriftstellerhonorar verdienen.

Allerdings muss bemerkt werden, dass Kenner von Zschokke's historischen Schriften bedeutendes Misstrauen in seine Gründlichkeit, Einsicht und Wahrheitsliebe setzen. Er suchte vielfach nicht die Wahrheit, sondern nur, was seinen Schriften und ihm Ruhm und Geld verschaffte. Kommissar Fassbind fällt ein sehr hartes Urteil über die Behandlung, die Zschokke dem P. Marian Herzog angedeihen lässt: „Zur billigen Ehrenrettung P. Marians muss ich dem Leser sagen, dass Zschokke oder wer ihm diktiert mag haben ein unverschämter Lügner, Verleumder, Schurk und Halunke ist, dass er diesen Priester des Herrn einen Heuchler, einen Schwärmer, einen Mörder des Vaterlandes und der Kirche, und dass er kein Verbrechen unbegangen gelassen, nennen darf.“

Schliesslich sei mitgeteilt, dass P. Marian über Uri und Graubünden den Nachstellungen seiner Feinde nach Vorarlberg entkommen konnte, wo er die Stelle eines Spirituals im Kloster St. Peter in Bludenz übernahm. Im Jahre 1810 wünschten ihn die Pfarrgenossen zu Freienbach als ihren Seelsorger zu erhalten, welchem Begehren Abt Konrad Tanner entsprach. 1818 wurde er wieder Pfarrer von Einsiedeln, und als sich 1826 Altersbeschwerden einstellten, Spiritual im Kloster Glattburg, wo er am 26. November 1828 starb und seine Ruhestätte fand, die noch heute erhalten ist.

Ueberdenkt man die ganze Darstellung der Handlungsweise des P. Marian Herzog im Franzosenkrieg 1798, — die in der „Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte“, Freiburg 1935, weitläufig und unter genauer Anführung der beweisenden Stellen aus den schwyzerischen Quellen, erschienen ist — so wird man zur Ueberzeugung kommen, dass P. Marian

Herzog nicht ein Verräter war, wohl aber ein Verratener, ein arg Verleumdeter, dem, wenn auch spät, seine wohlverdiente Ehre

und sein guter Name wieder hergestellt werden soll!

Einsiedeln.

P. Norbert Flüeler.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Das hl. Rosenkranzgebet als Frucht der Schriftlesung

Man war vor Jahren sehr besorgt, als hie und da Stimmen vernehmbar wurden gegen das Rosenkranzgebet. Es schienen Auswüchse zu sein von solchen, die das liturgische Leben missverstanden. Wie wir ja wissen, schöpft die Liturgie ganz aus der Bibel. Von 73 Büchern werden in ihr nur 8 nicht verwendet. Es ist beides echt kirchlich: Liturgie und Bibel, und deshalb auch Liturgie und Rosenkranzgebet.

Das Rosenkranzgebet ist das kleine biblische Volksbrevier. Es nimmt die wichtigsten Momente aus der Erlösungsgeschichte heraus, ordnet sie logisch zu einem Ganzen und legt sie in Gebet- und Betrachtungsform auf unsere Lippen und in unser Herz. Ein wahrhaft innerliches Beten des Rosenkranzes ist somit nur dann möglich, wenn eine heilige Erfassung und Vertiefung der entsprechenden biblischen Texte vorausgegangen ist.

Will ich die Kinder den Rosenkranz lehren, so fange ich bei den leichteren, d. h. anschaulicheren und ihnen aus dem Leben bekannteren Geheimnissen an: Z. B. Den du, o Jungfrau, geboren hast. Wieviele von den Kleinen haben daheim ein Brüderchen oder Schwesterchen, das soeben der liebe Gott ihrer Familie geschenkt hat. Und dann komme ich auf das liebste Brüderchen, das Gott uns allen direkt vom Himmel gegeben, auf das Kind von Bethlehem. Wir lesen gemeinsam die Geburtsgeschichte unseres

Herrn. Was für Gedanken lassen sich da herausholen? — 1. Maria hat uns den Heiland gebracht: sie hat ihn geboren. 2. Sie hat ihn geboren im Stalle. Ich erkläre es. Wie sah so ein Stall armselig aus! Vergl. Leben Jesu von Willam. 3. Dann wickelte sie ihn in weisse Windeln. Das können sich alle lebhaft vorstellen. Mit welcher Liebe und Herzlichkeit mag die Gottesmutter das tun! 4. Endlich legt Maria ihr göttliches Kind in eine steinerne Krippe, weil sie kein Bettlein hatte. Welch bittere Armut! 5. Und doch freut sie sich gar sehr und betet es mit den herbeieilenden Hirten so innig an. — Ich lasse diese fünf Momente des Weihnachtsgeheimnisses nochmals repetieren, bis sie im Gedächtnis der Kinder einigermaßen haften bleiben. Erst nach dieser Bibellektion beginne ich mit dem Rosenkranz.

Die Kinder wissen: das Vaterunser, 10 Ave-Maria und Ehre sei . . . umgeben je ein Geheimnis des Rosenkranzes. Damit sie nun den vollen Inhalt dieses Geheimnisses erfassen, lasse ich die einzelnen Momente dieser biblischen Tatsache auch beim Beten, wie oben beim Lesen, auseinandernehmen. Das Kind soll also das Geheimnis in fünf Einzelbildern, die in bestimmte Worte zusammengefasst sind, in seinem Geiste festhalten, währenddem es zu jedem Bilde je zwei Ave-Maria betet. Das Festhalten der fünf Verslein kann durch Chorsprechen leicht erreicht werden.

Also hört sich der Rosenkranz der Kleinen so an:

Gegrüsst seist du . . . Jesus, den du, o Jungfrau, geboren hast (2mal).

Gegrüsst seist du . . . Jesus, den du, o Jungfrau, im Stalle geboren hast (2mal).